

AGRARFLUREN UND STADTENTWICKLUNG

(F. Lohrberg. Veröffentlichung in Müller (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. oekom Verlag München. 2011. S. 140-149)

Agrarfluren und Stadtentwicklung

Urbane Landwirtschaft hat den Weg in die Medien gefunden. Das Interesse eines breiteren Publikums gilt allerdings überwiegend Ansätzen wie Guerilla Gardening oder Skyfarming, die zwar spektakulär sind, jedoch bislang ohne größere Raumwirksamkeit für die Stadt als Ganzes bleiben. Eine nächtlich bepflanzte Verkehrsinsel, aber auch Kräutergärten auf Dächern oder Gemüsecontainer an Fassaden befruchten zwar die Diskussion über das, was Landwirtschaft in der Stadt leisten kann, noch fehlt diesen Projekten jedoch das strategische Moment um über punktuelle Interventionen hinaus die städtischen Räume zu verändern.

Umso wichtiger ist daher die Auseinandersetzung mit den originären landwirtschaftlichen Flächen, den Agrarfluren der Stadt. Die Statistik weist immerhin durchschnittlich ein Viertel der Stadtfäche deutscher Großstädte als Agrarland aus. Bei manchen Großstädten wie Magdeburg wird fast die Hälfte der Stadtfäche landwirtschaftlich genutzt. Welche Rolle können diese Agrarfluren, die sich ins Weichbild der Städte einschreiben und in dispersen Stadtregionen nicht selten auch in die Mitten der Ballungsräume gelangen für eine nachhaltige Entwicklung spielen?

Landwirtschaft nur ländlich?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht ganz einfach, da es in Deutschland, aber auch in anderen Industrieländern, derzeit kaum eine gezielte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Form der Landwirtschaft gibt. Man muss bis weit in die 1970er Jahre zurückgehen, um eine systematische Forschung zu finden, damals im Rahmen einer Länderstudie der OECD (1978). Auch die Begriffe werden unterschiedlich gehandhabt, wobei in diesem Aufsatz die Zuschreibung „stadtnah“ oder „städtisch“ die räumliche Lage der Landwirtschaft anspricht. Der Terminus „urban“ wird hingegen als Verweis auf ein spezifisches, unter städtischem Einfluss entstandenes Programm der Landwirtschaft verwendet. Im stadtnahen Raum können sich dieser Definition nach mehrere Formen von Landwirtschaft überlagern. Neben eine urbane, explizit stadttangepasste Landwirtschaft kann hier auch eine „rurale“ Landwirtschaft treten, die wir sonst aus dem ländlichen Raum kennen.

Der Landwirtschaft als Profession sind derlei Differenzierungen noch weitgehend unbekannt. Aus Agrar-Sicht steht nicht die Stadt, sondern traditionell der ländliche Raum mit seinem weit größeren Produktionsvolumen im Mittelpunkt des Interesses. Kein Lehrstuhl einer deutschen Universität bereitet angehende Agraringenieure vertieft auf die Besonderheiten stadtnaher Landwirtschaft vor, kaum eine Landwirtschaftskammer hat Personal, das gezielt über das Agrarwesen in der Stadt beraten kann. Auch das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV) weist kein Referat, geschweige denn eine Unterabteilung auf, die sich mit urbaner Landwirtschaft befasst, wohl aber mit „ländlicher Entwicklung“. Kein Wunder, dass auch die Agrarpolitik der Europäischen Union keine eigene Förderkulisse für urbane Landwirtschaft kennt. So fließen die Strukturfördermittel aus dem Agrarhaushalt der EU an den städtischen Räumen vorbei – ein großes Manko, denn mit einer zunehmenden Verstädterung kommt der urbanen Landwirtschaft eine entscheidende Rolle im Verhältnis von EU-Bürger und Landwirtschaft zu.

Stadtplanung mit neuem Interesse an urbaner Landwirtschaft

Die Landwirtschaft wird noch längere Zeit brauchen, um die besonderen Herausforderungen der Agrarproduktion in der Stadt zu erkennen. Wo steht diesbezüglich die Stadt- und Regionalplanung. Hier kann erfreulicherweise ein wachsendes Interesse an der Thematik konstatiert werden, das sich bspw. in mehreren Tagungen in jüngerer Zeit dokumentiert hat (z.B. BDLA Planerforum 2009 oder gemeinsame Tagung von ALR und DASL Bayern zur stadtnahen Landwirtschaft, ebenfalls 2009). Dabei hat sich gezeigt, dass die Landwirtschaft heute ganz anderes als noch in den 1990er Jahren betrachtet wird. Damals wurde die Agrarnutzung von Seiten der Stadtplanung eher als Problem und Auslaufmodell betrachtet. Man kritisierte die Umweltbelastung durch die agrarische Produktion und forderte nicht selten Äcker und Wiesen in Parks, Grünzüge oder neue Baugebiete umzuwandeln. Ohnehin – so damals eine gängige Argumentation – würden Höfesterben und Subventionierung beweisen, dass die Landwirtschaft in der Stadt keine Zukunft habe. Die „Boller Erklärung“ (1995, in: Preisler-Holl & Scholz-Berg 1998), eine Deklaration kommunaler Umweltplaner zur stadtnahen Landwirtschaft, sprach bspw. von einer „Rückzugs- und Ausverkaufsmentalität“ der Landwirtschaft. Einzelne Autoren (Vercelloni 1994) gingen sogar davon aus, dass „... ein Großteil des landwirtschaftlichen Territoriums rund um die

Metropolen in ökonomischer und sozialer Hinsicht nichts mehr hergibt“ und daher großflächig zu einem „endlosen Garten“ umgestaltet werden könne.

Der zurückgehende Suburbanisierungsprozess zum einen, Schrumpfungstendenzen zum anderen haben dem Stadtwachstum aber seither Grenzen aufgezeigt. Die Stadtplanung denkt heute weit weniger an eine kontinuierliche Entwicklung neuer intensiv genutzter Stadträume, seien es Wohngebiete, neue Zentren oder auch Parks und Gärten. Die Innenentwicklung steht immer häufiger vor der Außenentwicklung. Die Erhaltung und Qualifizierung des Bestandes wird wichtiger als das Wachstum in der Fläche. Kein Wunder, dass die Stadtplanung im Zuge dieses Paradigmenwechsels nicht länger nach Alternativen zur landwirtschaftlichen Nutzung sucht, sondern nach deren Potentialen für eine Konsolidierung von Stadt.

Hinzu kommt, dass der „Freiraum“ generell in der stadtplanerischen Methodik an Bedeutung gewonnen hat. Ging es früher nicht selten einfach nur darum, den nicht bebauten „Restraum“ zu begrünen, so wird eben diesen Räumen heute auch eine stadtstrukturierende Kraft zugesprochen. Der Freiraum macht als „öffentlicher Raum“ stadtplanerische Karriere und interessanter Weise beschränkt sich der Begriff des öffentlichen Raumes nicht allein auf die klassischen, gründerzeitlichen Freiräume wie Parks, Plätze oder Promenaden. Seit innovative Regionalparkkonzepte wie bspw. der Emscher Landschaftspark im Ruhrgebiet aufzeigen, wie man „mit Landschaft Stadt machen“ kann, werden auch die Äcker, Wiesen und Wälder der Ballungsräume als öffentlicher Raum betrachtet.

Vom umweltzerstörenden Subventionsempfänger zum innovativen Bespieler von Stadtraum

Schließlich hat sich auch der Blick auf die Landwirtschaft selbst gewandelt. Standen früher kritisierende Begriffe wie Überproduktion und Übernutzung im Vordergrund, so steht heute angesichts wachsender globaler Nachfrage nach Nahrungsmitteln – aber auch nach Energie und Rohstoffen – die landwirtschaftliche Nutzung in einem anderen Lichte. Die früher dominierende Forderung nach einer „Extensivierung“ landwirtschaftlicher Nutzung verliert immer mehr an Kraft, seit Bioenergien neue Wertschöpfung auf dem Acker erlauben. Selbst für Stadt- und Industriebrachen, dereinst für extensive Nutzungen und eine Rückeroberung durch die Natur bestimmt, werden Strategien der agrarischen Intensivierung erprobt, nicht zuletzt um durch neue Nutzung städtische Räume zu beleben, die angesichts von Schrumpfung zu veröden drohen (BMVBS / BBSR 2009).

Parallel zu diesen Umwälzungen in Stadtplanung und Landwirtschaft haben einzelne Autoren die stadtnahe Landwirtschaft näher beleuchtet und stadtplanerischen Ansätzen zugänglich gemacht (Kanada: Beauchesne, Bryant (1999), Frankreich: Fleury, Moustier (1999), Deutschland: Lohrberg (2001), Japan: Yokohari (o.J.)) Erstaunliches kam zu Tage, allen voran, dass die Landwirtschaft in der Stadt nur selten als Relikt ländlicher Vornutzung zu begreifen ist. Seit es Städte gibt, hat sich auch eine spezifische urbane Landwirtschaft entwickelt, die auf die Chancen des nahen, großen Marktes reagiert. Es zeigt sich, dass die Stadtnähe zwar durch Flächenverbrauch, Emissionen und Erholungsdruck starke negative Auswirkungen auf die Landwirtschaft hat, dass sie andererseits aber einen großen, gut erreichbaren Absatzmarkt bietet. Schon früh hat zudem der Nährstoffüberschuss der Stadt der Landwirtschaft durch billigen Dünger erlaubt, sich von komplexen, auf Autarkie ausgerichteten Bewirtschaftungsmodellen zu lösen und sich so im Unterschied zum ländlichen Raum zu spezialisieren. Die Stadtnähe provoziert dabei einen hohen Anteil an Sonderkulturen, Erwerbsgarten- und Feldgemüsebau. Während die durchschnittliche Betriebsfläche unter städtischem Einfluss abnimmt, werden Arbeitskräftedichte, Flächenproduktivität und letztlich auch das Einkommen erhöht. Der urbane Landwirt erzeugt marktnah, absatzorientiert und damit auf einem geringen Subventionsniveau. Lohrberg (2001) hat folgende Charakteristika zusammengetragen:

- verstärkter Strukturwandel gegenüber ländlichen Regionen
- Zuwachs „sicherer“ Betriebe
- Zuwachs an Produktivität
- Intensivierung und Spezialisierung der Produktion
- Abnahme der tierischen Produktion (Milch und Fleisch)
- Abnahme des Grünlandanteils
- hoher Pachtanteil

Untersuchungen aus Nordamerika betonen zudem die Innovationsbereitschaft gerade der stadtnahen Landwirtschaft. So haben Beauchesne & Bryant (1999) einen überproportionalen Anteil an ökologisch wirtschaftenden Betrieben im Umland von Montreal feststellen können, sie halten den Stadtrand daher für ein „favourable environment“ für agrarstrukturelle Erneuerungen. Als Beispiele innovativer Landwirtschaft führen die Autoren neben dem ökologischen Landbau „part-time farming, pick-your-own operations, direct sales and agri-tourism“ an. Lohrberg (2000) konnte eine vergleichbare Innovationsbereitschaft auch für die deutsche stadtnahe Landwirtschaft am Beispiel von Maislabyrinth nachweisen.

Nicht zuletzt durch diese Herausarbeitung einer innovativen, eng mit dem städtischen Gefüge verflochtenen und daher „urbanen“ Landwirtschaft stehen die Vorzeichen heute günstig, um

Stadt und Landwirtschaft in ein neues Verhältnis zu setzen. Niemand denkt mehr ernsthaft an eine Substitution der landwirtschaftlichen Nutzung in Ballungsräumen. Im Gegenteil: man versucht die Landwirtschaft als Partner zu gewinnen, um die Freiflächen in der Stadtregion zu unterhalten und als öffentlichen Raum zu bespielen. Die Stadt- und Regionalplanung braucht die Landwirtschaft als Infrastruktur einer nachhaltigen Stadt.

Exkurs: Ideengeschichte urbaner Landwirtschaft als Inspirationsquelle

Sie kann dabei auch ihre eigene Geschichte nach Ansätzen und Methoden durchleuchten, angefangen beim vielleicht wichtigsten Städtebau-Modell des letzten Jahrhunderts, der „Gartenstadt“ von Ebenezer Howard. Howard (1898) entwarf das Ideal eines regionalen Kleinstadtnetzes, das späteren Generationen von Stadtplanern als Vorbild diente, um den „Moloch Großstadt“ durch dezentrale Siedlungen zu ersetzen. Anders als viele seiner Nachahmer argumentierte Howard auch aus agrarökonomischer Sicht. Seine Gartenstädte sind von „landwirtschaftlichen Gürteln“ umschlossen, die ökonomisch eng mit der Stadt verflochten sind. Für den Warenverkauf - nach heutiger Lesart eine Form der „Direktvermarktung“ - steht in Howards Modell der „Crystal Palace“ zur Verfügung: eine das Stadtzentrum umschließende ringförmige Glashalle, die mit dem Ambiente eines Wintergartens Einkaufsmöglichkeit und öffentlichen Raum zugleich darstellt.

Howards Gartenstadt wird von der späteren Stadtplanung immer wieder als Vorbild zitiert, seine Vorstellungen zur Agrarnutzung finden jedoch kaum Eingang in planerische Leitvorstellungen seiner Zeit. Im Kaiserreich forderte eine sich etablierende Freiraumplanung, große Stadtflächen unbebaut zu lassen - diese sollten aber nicht als Acker und Wiese, sondern als Park genutzt werden. Man orientierte sich dabei an nordamerikanischen Städten wie Boston, in denen Grünzüge vom Stadttinneren ins Umland reichten. Diese Grünzüge waren nach dem bürgerlichen Ideal des Landschaftsgartens gestaltet, sie sollten neben Sport und Spiel gepflegte „Natur“ in die Stadt bringen.

Bezeichnenderweise sind es die Krisenerfahrungen des I. Weltkrieges, die die Idee agrarisch geprägter Freiräume wieder ins Blickfeld der Planung rücken. Für die 20er Jahre kann ein regelrechter Paradigmenwechsel konstatiert werden. Neben Städtebauern wie May, Taut oder Schumacher (vgl. Lohrberg 2001) war es der Landschaftsarchitekt Leberecht Migge (1929), der sich leidenschaftlich dafür einsetzte, das „dekorative Grün der lieben, alten Dame“ durch „produktive Freiräume“ zu ersetzen. Kleingärten, Gartenbau und landwirtschaftliche Flächen stiegen in seiner Wertung auf zu „kommunalen Grünflächen erster Klasse“. Ernst May (1922/23) erdachte Trabantenstädte, die von „Kulturbändern“ umgeben waren, „auf denen in intensiver Wirtschaft

Gärtner und Kleinbauern den erforderlichen Bedarf an Gemüse und Kleinvieh ... für die bebauten Zellen fördern“. Dieser Ansatz floss ein in den Städtebau der 20er Jahre und stärkte v.a. das Kleingartenwesen. Galten diese bis dahin als wilde ungeordnete Landnahme, so entdeckten die Planer nun deren soziale Qualitäten und manche sahen gar in der privaten Gartenarbeit „auf der Scholle“ das deutsche Gemüt am besten aufgehoben: „Der Deutsche will graben, harken, er will säen und ernten.“ (Maaß 1913)

Die Wende zum produktiven Freiraum hatte viele Ursachen, unmittelbar wirkten die ökonomischen Krisen, die Erfahrungen von Hunger und Entbehrung. Der Freiraum sollte wieder krisensichere Nahrung liefern, sollte als „Sicherheitsventil“ (Migge 1929) dienen. Die Selbstversorgung der Bürger wurde zum erklärten Ziel der Stadtplaner, auch im Ausland. Der amerikanische Stadtplaner Frank Lloyd Wright entwickelt im Jahr der Weltwirtschaftskrise sein Stadtmodell der „Broadacre City“. Auch darin ist der Farmer „höchstwillkommen“, sein Anwesen soll das „... anziehendste unter all den Bauten der neuen freien Stadt der Zukunft sein ...“. (Wright 1929)

Auch das wichtigste Stadtmodell der 50er Jahre, die „Stadtlandschaft“, basiert auf einer Dezentralisierung der Stadt und deren Gliederung durch landwirtschaftliche genutzte Freiräume - der „Fruchtlandschaft“. Wieder strebten die Planer agrar-produktive Freiräume an. Was heute amüsiert, lag in Nachkriegszeiten nahe. So forderte man die Haltung von Milchkühen in Parks oder empfahl Lärmschutzpflanzungen aus Fruchthecken auszubilden, um die Marmeladenherstellung zu fördern.

Der Exkurs in die Stadtplanungsgeschichte zeigt, dass Landwirtschaft immer wieder thematisiert wurde, insbesondere als „Sicherheitsventil“, also in Reaktion auf wirtschaftliche Misere und Hunger. Auf die planerische Wirklichkeit hat sich – sieht man einmal vom Kleingartenwesen ab – dieser Diskurs aber nur vereinzelt ausgewirkt. Gerade in prosperierenden Zeiten wurde Ackerland in der Perspektive der Planer vor allem als potentielles Bauland betrachtet, nicht als Stadtbaustein. Umso wichtiger ist es daher, die bereits angedeutete heutige stadtplanerische Wertschätzung der urbanen Landwirtschaft zu nutzen und in nachhaltige Strategien umzusetzen. Dabei gilt es folgendes zu beachten:

Regionale, verbrauchernahe Versorgung stärken

Keine Stadt wird sich mit Nahrungsmitteln, Energie und pflanzlichen Rohstoffen selbst versorgen können. Städte entstanden per se nur dort, wo ein fruchtbarer ländlicher Raum Überschüsse in die Stadt liefern konnte oder wo über Straßen und Schifffahrtswege die Stoffe aus entfern-

ten Regionen gewonnen werden konnten. New York ist auf Fels gebaut. Wie wollte man hier eine Millionenstadt ernähren? Die tendenzielle Abwesenheit von Landwirtschaft ist daher immer schon Teil des städtischen Selbstverständnisses gewesen. Parks und Gärten mit scheinbar unnützen Schmuckpflanzungen und gestalterischen Rückgriffen auf Kunst und Geschichte bringen dieses Selbstverständnis zum Ausdruck. Sie gehören zur urbanen Kultur und machen den Unterschied zum ländlichen Raum deutlich und für den Einzelnen erlebbar - eine Tradition, die auch weiterhin ihre Berechtigung hat.

Milchkühe in Parks zu halten, um noch einmal eine Forderung aus den 50er Jahren aufzugreifen, hätte damit heute eher einen edukativen Zweck und symbolischen Wert statt einen wirksamen Beitrag zur Versorgung zu leisten. Hierfür lohnt wiederum der Blick auf die Agrarfluren im Umfeld der Städte, denn diese können durchaus mehr als eine symbolische Rolle in der Selbstversorgung der Stadt spielen. Bei bestimmten Gütern wie Trinkwasser oder Frischluft stellt dieses Agrarland schon heute vielerorts die wesentliche Produktionsgrundlage dar. Und auch bei Nahrungsmitteln steigt der Anteil regionaler Produkte. Gleichwohl hat der angedeutete Spezialisierungsprozess der stadtnahen Landwirtschaft auch dazu geführt, dass viele Betriebe, insbesondere aus dem Gartenbau oder Baumschulwesen für den nationalen und internationalen Markt produzieren – eine Umstellung auf lokale oder regionale Absatzmärkte ist diesen Betrieben nur schwer möglich. Es wird daher wohl auch in Zukunft von einem Mix auszugehen sein, bei dem Betriebe sowohl ihre Spezialisierung in der Direktvermarktung als auch in der Weltmarktorientierung suchen.

Urbane Landwirtschaft und Resilienz der Stadt

Aus Vorsorgegesichtspunkten sollten die Kommunen gleichwohl die regionale Produktion im Besonderen unterstützen. Warum? Zum einen ist davon auszugehen, dass in der post-Peak-Oil-Periode, in die wir eingetreten sind, Transporte teurer werden und Städte wieder verstärkt auf eigene Ressourcen zurückgreifen müssen. Zum anderen haben sich viele Kommunen darauf verpflichtet, ihren ökologischen Fußabdruck, also die von ihr beanspruchte globale Versorgungsfläche, zu verringern. Dies ist nur über eine verstärkte regionale Produktion zu erreichen, zumal „vor der Haustür“ die Standards der Produktion besser überprüft und eingehalten werden können.

Voraussetzung für eine stärkere regionale Produktion ist es, die Städte im inneren und nicht länger nach außen zu entwickeln. Zum einen wird der Boden als Produktionsgrundlage geschont, aber mindestens ebenso wichtig ist es, die Spekulation auf Bauland zu verringern. Sie führt

nämlich zu einem enorm hohen Pachtanteil stadtnaher Landwirtschaft und blockiert langfristige Investitionen, wie sie für eine Umstellung auf regional orientierte Produktion notwendig sind. Des Weiteren sollten die Kommunen in einen aktiven Dialog mit den Landwirten und ihren Interessensvertretungen eintreten, um neue regionale Produkte und Dienstleistungen auf den Weg zu bringen. Dabei kann durchaus auf eine Innovationskraft der Landwirtschaft selbst vertraut werden, wie oben gezeigt wurde. Aufgabe der Stadtplanung ist es eher, den Innovationsprozess zu befördern und zu flankieren. So wissen die Landwirte selbst am besten, welche Produkte und Dienstleistungen direkt vermarktet werden können. Die Kommunen können aber diesen Prozess unterstützen, bspw. durch Werbebroschüren, Internet-Portale oder die Einrichtung von Bauernmärkten – aber auch durch mehr Offenheit gegenüber modernen Produktionsmethoden wie Unterfolienanbau oder Gewächshäuser.

Die Stärkung regionaler Produktion und Vermarktung ist im Hinblick auf knappere Ressourcen ein Gebot der Resilienz der Stadt, also deren Vermögen, sich an anstehende Veränderungen anzupassen. Hierzu gehört es auch Agrarflächen vorzuhalten, die nahe an sozial benachteiligten Quartieren liegen. Es ist nicht auszuschließen, dass eine Informalisierung der Wirtschaft, wie wir sie aus den Nachkriegszeiten des 20. Jahrhunderts kennen, erneut zu einem Anstieg prekärer Lebensverhältnisse führt. Dann wird man siedlungsnahe Agrarflächen brauchen, auf denen die Menschen Gelegenheit zu Selbstversorgung und Selbstorganisation von Nachbarschaften finden.

Landwirtschaft neu denken

In der postfossilen Stadt kommen auf das städtische Agrarland also neue Herausforderungen zu. Aber auch andere unbebaute Räume sind von Interesse. So kann das Schnittgut aus der Pflege des Straßenbegleitgrüns als Brennstoff genutzt werden. Alte Industriebrachen können, so zeigt ein Beispiel aus Gelsenkirchen (BMVBS / BBSR 2009), durch die Anlage von Kurzumtriebsplantagen aus schnell wachsenden Gehölzen zu neuen produktiven Grünflächen werden, die gleichzeitig als öffentlicher Park dienen. Wo neuer Energiewald aufwächst, wird nicht nur CO₂ gebunden, es wird auch eine Wertschöpfung in Gang gesetzt und es können neue ästhetische und soziale Angebote entwickelt werden.

Die urbane Landwirtschaft muss sich also nicht auf einen Reparaturbetrieb für die kriselnde Stadt beschränken. Sie sollte vielmehr als Baustein einer nachhaltigen Stadtentwicklung verstanden werden. Die Stadtplanung darf sich auf diesem Weg nicht nur als verwaltendes Ordnungsinstrument verstehen, sondern muss in Zukunft selber vorausschauend entwerfen und

gestalten. Dazu braucht es mehr Modellprojekte und Versuchsflächen. Nur durch den Mut zum Experiment erlangt die Stadtgesellschaft das nötige Handlungswissen und die Flexibilität, um auf die kommenden, schwer vorhersagbaren Veränderungen angemessen reagieren zu können. Die urbane Landwirtschaft kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

Literatur

Irene Burckhardt & Regina Dietrich, Henrike Hoffmann, Jana Leschner, Katharina Lohmann, Franziska Schoder, Andreas Schultz (2008): Urbane Wälder. In: Heft 63 der Schriftenreihe des Bundesamtes für Naturschutz, Bonn – Bad Godesberg

Giseke, Undine & Erika Spiegel (2007): Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien. Bauwelt Fundamente 138. Basel

Konijnendijk, C.C. et al. (2005): Urban Forests and Trees. Berlin, Heidelberg

Lohrberg, Frank & Christiane Humborg (2009): Urbane Waldnutzung – das Waldlabor Köln. In: Garten + Landschaft. Heft 7, S. 10-12

Lohrberg, Frank (2004): Rekultivierung 21. In: Garten + Landschaft. Heft 7

Ministerium für Umwelt des Saarlandes (2006): Regionalpark Saar – Der Masterplan, Zwischenbilanz und Perspektiven 2012. Saarbrücken

Nagel, Günter (2007). Stadt ist Landschaft. In: Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien. Giseke, Undine & Erika Spiegel. Bauwelt Fundamente 138. Basel

Regionale 2010 Agentur (Hrsg.) (2007): Zukunft gemeinsam gestalten – Das Kulturlandschaftsnetzwerk der Region Köln/Bonn. Masterplan:grün Version 2